



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 12.

Samstag, 14. Januar

1928.

(11. Fortsetzung.)

Jugendliebe.

Familienroman von Grete v. Sah.

(Nachdruck verboten.)

6.

Der Sommer nahm langsam seinen Abschied. Die goldenen Ähren des Feldes waren geborgen. Schon zog über den Wirtschaftshof von Adelsreut der monotone Sang der Drechselmaschine, als Baron Treu mit seiner jungen Frau heimkam. Er hatte sich jeden festlichen Empfang verboten, aber Braun hatte es nicht hindern können, daß die Leute über der Einfahrt eine Girlande gezogen hatten.

Die Guts herrschaft wurde erst gegen Abend erwartet, aber sie traf schon um drei Uhr nachmittags ein. Kirn fuhr erschrocken aus einem kleinen Nickerchen auf, als die Autohupe vor der Einfahrt ertönte. So schnell ihn seine alten, starrerigen Beine tragen konnten, eilte er den Angekommenen entgegen.

„Wünsche wohl geruht zu haben“, sagte Treu, ihm die Hand reichend.

Eine helle Röte flog über das runzelige Gesicht des Alten. Er wollte eine Entschuldigung stammeln, aber Treu legte ihm die Hand auf den Arm und sagte: „Nun, nun, es ist ja schon gut. Präsentieren Sie sich nun mal erst meiner Frau.“

Der Alte verbeugte sich tief vor Hede, die neben ihrem Manne stand.

„Er ist bereits vierzig Jahre auf Adelsreut, unser alter Kirn, hat schon meinen Eltern gedient.“

Hede reichte ihm die Hand.

„Ich hoffe, daß Sie noch recht lange hier sein werden.“

Des Alten Augen schimmerten feucht. Noch einmal verbeugte er sich und sprach seinen Glückwunsch aus. Treu dankte herzlich, dann fragte er, Hede ins Haus führend, ob alles gut ginge in Adelsreut.

„Zuwohl, gnädiger Herr.“

In der Diele wandte er sich noch einmal an Kirn: „Ist mein Kesse nicht hier?“

„Nein, der Herr Baron ist gestern früh abgereist.“

Über Treus Gesicht flog ein Schatten. Konnis Verschwinden einen Tag vor ihrer Rückkehr verdroß ihn. Was dachte sich der Bengel dabei? Das sah ja aus, als wollte er ihn brüskieren. Erst die ganz unvermutete Abgabe der Hochzeitseinladung und nun dies. Seinen Verdruß nicht merken lassend, sagte er zu Hede: „Schade, du hättest ihn ganz gewiß gern angetroffen?“

„Mir ist es angenehmer so.“

„Na, dann ist es ja gut.“

Er reichte ihr den Arm, um sie durch das Haus zu führen.

„Während ich meiner Frau das Haus zeige, sorgen Sie für einen gut bestellten Tisch, Kirn.“

„Darf ich erst einmal den Park besuchen“, bat Hede.

„Gern, wie du befehlst!“

Es war ein schöner, stiller Herbsttag. Im goldgefarbten Laub der großen alten Lindenbäume, die Evas Lieblingsplatz schützten, spielte die Nachmittagssonne. Eva hatte sich für ein Stündchen auf ihren Platz zurückgezogen. Sie las und war so vertieft darin, daß sie die Schritte, die über den Parkweg kamen, nicht hörte. Sie sah erst auf, als sie ganz in ihrer Nähe waren. Erschrocken klappte sie das Buch zu und stand auf.

„Ach, Herr Baron“, sagte sie, Treu die Hand entgegenstreckend und mit einem verlegenen Blick auf Hede sehend. „Ich ahnte nicht, daß Sie jetzt schon kommen würden.“

Er nahm ihre Hand und sagte zu seiner Frau: „Das ist Fräulein Eva, die Tochter unseres Inspektors Braun.“

„Sie haben sich hier ein recht lauschiges Plätzchen ausgesucht“, sagte Hede, während sie Eva scharf musterte.

„Es ist so schrecklich viel Unruhe in unserem Hause, davor muß ich zuweilen fortlaufen, damit ich sie nachher wieder besser ertrage.“

Hede dachte, ohne auf Evas Worte zu hören: „Also, die ist seine Kameradin gewesen, von der er mir erzählt hat.“ Der Blick ihrer kühlen Augen ging über sie hin. Eva hätte nun gern ihren Glückwunsch gesagt, aber unter dem hochmütigen Blick Hedens fühlte sie sich unsicher werden, sie nahm sich vor, es später zu tun. In ihrem Garten blühten noch späte Rosen, die wollte sie schneiden und der Baronin bringen. Konni hatte ihr vor seiner Abreise von seines Onkels Frau erzählt, daß er mit ihr befreundet war von klein auf und daß sie ein kluger, guter Mensch sei. Daß sie jetzt so hochmütig auf sie herabsah, meinte sie gewiß gar nicht böse, es war wohl nur so ihre Art. Sie sah Hede nach, die am Arm ihres Mannes den Park verließ.

„Schön ist sie, warum sie nur den so viel älteren Mann geheiratet hat, sie würde viel besser zu Konni passen“, dachte Eva. Dabei stieg ihr eine dunkle Röte ins Gesicht. Sie ging schnell zum Garten, um die Rosen zu schneiden. Als sie über den Hof zurückkam, begegnete sie Baron Treu mit seiner Frau. Sie hatten eben einen Rundgang durch die Wirtschaftsräume gemacht.

„Wohin mit den schönen Rosen, Evchen?“ rief Treu sie an. Sie wäre gern vorbei und ins Haus gehuscht, denn es war doch zu ungeschickt, hier auf dem Hof die Rosen zu überreichen. Aber der Baron hielt sie an.

„Lassen Sie doch mal sehen, Evchen, die sind ja herrlich!“

Sie trat zu Hede, und mit einem tiefem Knix vor ihr sagte sie: „Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich sie Ihnen mit meinen besten Glückwünschen bringe.“

Nun reichte ihr Hede auch die Hand, um sich zu bedanken.

„Und mir wünschen Sie nichts, Evchen?“

„Doch, Herr Baron, alles Glück.“

„Ein liebes Mädel ist die kleine Braun“, sagte Treu, als sie wieder allein waren.

„Sie wird hier wohl sehr verwöhnt?“

„Was Wunder, man hat das Mädel hier aufwachsen sehen und hat viel Spaß an ihr gehabt.“

„Womit beschäftigt sie sich hier?“

„Sie lernt die Wirtschaft und ist sehr tüchtig.“

„So! Aber weißt du, den Park möcht ich doch nicht mit ihr teilen. Es wäre mir nicht angenehm, ihr darin begegnen zu müssen. Sorge bitte dafür, daß sie den Park nicht mehr betritt.“

„Er ist doch groß, Hede.“ Er blieb stehen und sah sie bittend an. „Sie wird gewiß darauf bedacht sein, dich nicht zu stören.“

„Ich begreife nicht, warum du es ihr nicht sagen willst, daß sie sich einen anderen Platz suchen soll.“

„Es wäre mir peinlich. Des Kind ist es gewohnt, sich hier ganz frei zu bewegen.“

Sie lachte spöttisch auf.

„Na, laß gut sein, ich will mich schon damit abfinden, daß Eva Braun hier besondere Rechte genießt.“

„Sie wird nie stören“, versicherte Treu noch einmal.

So unbedeutend die Sache war, sie hatte beide ein wenig verstimmt. Bei Tisch wurde nur das Notwendigste gesprochen. Als man gegessen hatte, erinnerte Treu daran, daß man Hedess Zimmer noch nicht gesehen hatte. Die Zimmer lagen im zweiten Stock. Während sie hinauf gingen, erzählte Treu: „Der Erfurter Architekt Bruns hat die Anordnung der Zimmer getroffen. Die deinen hat er wegen des herrlichen Ausblicks, den man von dem Essfenster des Wohnzimmers aus hat, in dieses Stockwerk gelegt. Ich hoffe, daß dir die Zimmer gefallen werden und dir die Lage derselben nicht unbequem sein wird.“

Sie lächelte.

„Gewiß nicht, Benno, zwei Treppen steige ich mit Leichtigkeit.“

Beide waren wie erlöst, daß die Verstimmung überwunden war. Sie blieben stehen, um Kirn, der ihnen gefolgt war, an sich vorbei zu lassen. Treu sah seine Frau besorgt an. Ihr Gesicht hatte immer noch den unnahbar hochmütigen Ausdruck; nicht der leiseste Widerspruch von Freude war in ihm.

„Gefällt dir dein Haus?“ fragte er leise, ihre Hand fassend. Sie neigte den Kopf ein wenig. Kirn hatte die Türen des Wohnzimmers weit geöffnet. Sie traten ein. Hedess Gesicht hellte sich beim Anblick des im Biedermeierstil eingerichteten Raumes auf. Das Licht der Nachmittagssonne flutete über die herrlichen Mahagonimöbel und brachte ihre schlichte Schönheit gut zur Geltung. Kirn öffnete eine Tür, die zu einer großen Veranda führte. Weiße, bequeme Korbmöbel mit bunten Seidentissen, eine Chaiselongue und ein Tisch bildeten die Einrichtung.

„Gefällt's dir hier?“ fragte Treu.

Sie sah zu ihm auf.

„Sehr, Benno, ich bin entzückt.“

„Na, Gott sei Dank!“

Ein zufriedenes Lächeln lag um seinen Mund.

„Nun sieh dir auch dein Schreibzimmer an.“

Es war bedeutend kleiner als das Wohnzimmer, aber mit verächtlicher Eleganz eingerichtet. Hede trat zu dem Schreibtisch, auf dessen Platte eine Schreibmappe lag; auf ihrem Deckel war aus Silber das Wappen der Treus angebracht und unter diesem der Namenszug „H. T.“. Eine helle Röte überflutete Hedess Gesicht. Sie sah ihren Mann an.

„Soll sie mir gehören?“

Er nickte ihr zu.

„Sie gehört dir.“

Wenn Kirn jetzt nicht im Zimmer gewesen wäre, so wäre sie ihrem Manne um den Hals gefallen, so freute sie dieses Geschenk. Treu hatte ihren Blick auf Kirn bemerkt und verstanden.

Sie können nun gehen, Kirn.“ Hede hielt ihn noch zurück.

„Um sechs wünschen wir den Tee; richten Sie den Tisch in meinem Wohnzimmer.“

Kirn verneigte sich. Er hatte kaum die Tür hinter sich geschlossen, als Treu seine Frau an sich zog.

„Also, du bist mit allem zufrieden?“

„Alles gefällt mir, Benno, du hast ganz meinen Geschmack getroffen, ich danke dir!“

Er küßte sie.

„Sag mir, daß du glücklich bist, Hede.“

Sie schloß die Augen. Sich fester an ihn schmiegend, hauchte sie: „Ich werde es immer sein, so lange du es bist.“

„Hede!“ sagte er ganz hingerissen, „Hede, ich bin unbeschreiblich glücklich!“

Er bedeckte ihr Gesicht mit Küßen. Und als er spürte, daß sie sich aus seinem Arm freimachen wollte, zog er sie nur noch fester an sich. Sie hielt ganz still, aber ihre

Augen blieben geschlossen und um ihren Mund kam ein schmerzlicher Zug. Treus Blick ruhte auf ihrem Gesicht.

„Sie liebt mich, sie liebt mich!“ jubelte es in ihm, aus tiefinnerstem Herzensdrang hat sie sich mir geschenkt.“ In dem Taumel seiner Glückseligkeit sah er nichts als ihre bezaubernde Schönheit.

(Fortsetzung folgt.)

D-3ua im Schneesturm.

Von Dr. Volkmar Iro.

Durch die pechschwarze Nacht heult es von der Ostsee über die pommersche Ebene herüber, weitsicht Schneewogen gegen die Waggonfenster, rüttelt wütend an den vereisten Scheiben, pfeift in das monotone Rischen des Dampfes.

Wir stehen auf offener Strecke irgendwo zwischen Ralsin und Belgard.

Verklafene Gesichter heben sich aus Mänteln und Decken, in dem Nebenabteil werden Stimmen laut. Das junge Mädchen neben mir gähnt und fröstelt. Der dicke Herr gegenüber nimmt einen kräftigen Schluck, flucht auf das Hundewetter und die Verspätung.

Nur der alte, graubärtige Mann in der Ecke sitzt reglos und schweigend wie seit Danzig.

Durch den leeren Korridor zur Tür. Trittbretter und Geländer sind vereist, die Waggon eisüberkrustet. Schneewächtern wachen von den Decken bis zum Gleis und den Rädern. Nicht drei Schritte Sicht, nur vor dem trüben Licht der Fenster sturmgeweiltes, jagendes Glimern.

Schwarze Schatten stapfen mit klackernden Laternen zur Maschine vor. Das weiße Ungeheuer speit Feuer und Dampf in das wirbelnde Fagen, aus dem alühenden Kesselbauch lodert es rot gegen den Heizer. Vor den Scheinwerfern schaukeln Bahnarbeiter, Schaffner, Passagiere. Die Schneewächtern wachsen. Wir haben schon eine Stunde Verspätung.

Im warmen Abteil steht grauer Zigarrenqualm. Man will wissen, was drauken vorgeht. Nur der alte Mann sitzt wortlos.

Das junge Mädchen wird nervös — sie muß in Berlin den Münchener Anshluß erreichen, um am nächsten Abend ihr Engagement anzutreten. Der dicke Herr hat um neun Uhr vormittag einen Termin bei Gericht. Er zieht seine Decke bis zum Kinn hoch, nimmt einen Schluck und flucht weiter. Da sagt plötzlich der alte graubärtige Mann mit müder, verschleierter Stimme: „Man wird Ihnen einen neuen Termin geben. Ich habe nur diesen Einzigen!“

Er zieht eine zusammengeknitterte Dose aus der Tasche, reicht sie seinem knurrenden Nachbar. Der kiest, wird unheimlich ruhig, murmelt dann: „Ihr Sohn?“

Der Alte nickt, reicht mir die Dose.

— — — tödlich verunglückt, begräbnis freitag drei uhr erbitten nachricht — — —

Er ballt die Faust um das zerknitterte Stück Papier und lehnt sich in die Ecke.

Drauken heult es durch die pechschwarze Nacht. Feiner Schneestaub wirbelt durch alle Ritzen herein, die vereisten Scheiben klirren. Im Nebenabteil erzählt einer Anekdoten. Alles lacht. Wir stehen auf offener Strecke, irgendwo zwischen Ralsin und Belgard. Eine Stunde zwanzig Minuten Verspätung.

Melinas Gastspiel.

Von Franz Serczes.

Als Herr Kalvary neulich über die Ringstraße ging, fiel sein Blick auf eine Anschlagssäule, wo ein Theaterzettel mit fetten Lettern Frau Melinas Gastspiel ankündigte.

„Ah, siehe, die kleine Melina!“

Und selbst als er bereits wieder in seiner Wohnung war, dachte er noch immer an seine frühere Geliebte. Er sah sie wieder vor sich, mit erstaunlicher Unmittelbarkeit, so wie sie damals, vor ungefähr zehn Jahren, zum erstenmal zu ihm in die Wohnung gekommen war.

„Dummheit!“ murmelte Kalvary für sich. „Melina war nichts anderes als ein blondes Intermezzo in meinem Leben. Es folgte ihr ein ganzer Schwarm: braune, schwarze, rote Frauen.“ Dann aber begann er im Schreibtisch herumzuföbern. Zwischen alten Photographien, Steuerbüchern und Traueranzeigen fand er das, was er suchte: einen alten Brief Melinas.

Liebest! Gestern habe ich Dich nicht gesehen, und auch nicht heute. Wenn du nicht bis morgen kommst, dann komme ich zu Dir. Ewig Dein!

Melina.

Das ist alles, aber genug, um Melina kennen zu lernen.

Kalvay las mit herbem Lächeln die Briefe. Ob sich wohl Melina heute noch erinnert, an wen sie diese Briefe geschrieben hat? Keine Spur — ich wette, daß sie sich nicht erinnert. . . Auch er war in Melinas Leben nichts anderes als ein — braunes Intermezzo.

Nach kurzer Überlegung nahm er Feder und Tinte und schrieb mit großen Buchstaben auf die Rückseite von Melinas Brief: „Gnädige Frau! Ich lese hundert Pengö gegen eine Ihrer leeren Puderstacheln, daß Sie sich nicht mehr erinnern, wen Sie einmal mit diesen Zeilen beglückt haben.“

Er gab den Brief in ein Kuvert und schickte ihn ins Hotel, in welchem die Künstlerin abgestiegen war, und begann dann, sich freuend, daß es ihm gelungen war, seiner einstigen Geliebten eine unruhige Stunde zu verursachen, das Abendblatt zu lesen.

Er war noch nicht bis zu den Anzeigen gekommen, als es draußen läutete. Ein langhaariger junger Mann trat ein, dem im ersten Moment nicht anzusehen war, ist er ein Diener oder ein dramatischer Künstler?

Nach seinem Benehmen zu urteilen, konnte er beides sein. „Ein Brief von Frau Melina“, bellamierte der Langhaarige. Dann verbeugte er sich, wie Marquis Posa vor Philipp II., warf einen Seitenblick in den Spiegel und verschwand geräuschlos.

„Mein lieber, alter Freund!“, schrieb Frau Melina. „Die Frau eines armen Statisten hat gestern einen Ruben bekommen. Für dieses Kind nehme ich die hundert Pengö in Anspruch, die ich von Ihnen gewonnen habe und als Belohnung verzeihe ich Ihnen die in Ihrem Brief enthaltene Ungezogenheit. Noch immer die alte — Melina.“

Melina! Der Bühnenname Kallvay wie ein übermütiger Triller im Ohr, er schwoll dann zur lauten Sinfonie an, bei deren Tönen die aus dem Grabe auferstandenen verlebten Erinnerungen im siegreichen Zug in sein Herz einzogen.

Herr Kallvay fleidete sich mit großer Sorgfalt an, wobei er sich erinnerte, daß es in seinem Leben einmal einen Augenblick gegeben hat, wo er eine große Dummheit begehen wollte: er wollte Melina heiraten. Zum Glück hatte er es sich noch rechtzeitig überlegt. Zum Glück? Ach, man weiß manchmal wirklich nicht, welcher Dummheit man sein Glück verdankt!

Er kam in Melinas Hotel. Im ersten Zimmer kniete vor einem riesigen Reisestoffer ein hübsches Stubenmädchen, es war so reizend, als wäre es vom Richmonder Jahrmarkt entflohen. „Ist die Künstlerin zu Hause?“

„Bitte, ins andere Zimmer.“

Ein lieblicher, leiser, erschrockener Schrei, dann stand Melina vor ihm. Wie schön sie noch immer war! Ihr Haar war jetzt rötlichrot, auch ihr Kinn war etwas rund — das fand ihr aber überaus gut. Ihre Figur war voller, aus ihren Augen lagte der alte, gesunde Frohsinn.

Sie reichte Kallvay die kleine, gepflegte Hand, die dieser an die Lippen führte.

„Willkommen, lieber, guter Freund!“

„Melina!“

Sie saßen auf dem Diwan und unterhielten sich leise. Das heißt, Melina schwarte gewohnheitsgemäß liebe Nachrichten. Kallvay verschlang mit durstenden Ohren, ihre Stimme. Als es dann draußen zu dämmern begann, kamen ihnen alte, nährliche Erinnerungen in den Sinn.

„Erinnern Sie sich noch?“ fragte der eine den andern, und das klang wie der Refrain einer Märchenromanze.

„Ich weiß auch noch, wie es begonnen hat. . . Es war ein klarer Herbsttag, wir gingen oben in den Diener Bergen spazieren. Erinnern Sie sich noch? Wir waren ausgelassen, wie zwei herumstreichende Schulbuben. Beim Abstieg überraschte uns der Regen und wir flüchteten in eine kleine Schenke. . . Erinnern Sie sich noch?“

Kallvay blickte überrascht auf die Künstlerin, die leise fortfuhr: „Als ich dann dort das Fenster des Gastzimmers schloß, zerbrach die Fensterscheibe, und ich schnitt mich in den Arm. Ich erschrak sehr, Sie aber wollten die Blutung mit ihren Lippen stillen.“

Die Künstlerin hob den weiten Ärmel ihres Hauskleides ein wenig zurück und zeigte auf der samtigen Haut ihres runden Armes eine halbmondförmige weiße Narbe.

„Erinnern Sie sich noch?“

Herr Kallvay blickte auf die Uhr; er mußte zu seinem größten Bedauern ins Kasino gehen, wo ihn ein Freund erwartete. Er versprach aber, bei nächster Gelegenheit seiner guten alten Freundin einen längeren Besuch abzustatten.

Als er auf die Straße trat, blieb er nachdenklich stehen. Das mußte er bestimmen, daß er mit Melina nie in den Diener Bergen gewesen ist, noch weniger in einer Schenke. Auch die Narbe auf ihrem Arm hat er heute zum erstenmal gesehen. Nur das eine wußte er nicht, mit wem ihn Melina eigentlich verwechselt hat.

(Berechtigte Übersetzung aus dem Ungarischen von Grete Knefeld.)

Hygiene und Heilkunde

Fünzig Jahre Gesundheits-Ingenieur. (Zeitschrift für die gesamte Städtehygiene. Verlag R. Oldenbourg, München.) Fünzig Jahre Entwicklung der so wichtigen und umfangreichen „Gesundheitsstechnik“ ziehen im Spiegel seines ältesten Fachblattes vorüber. Schriftleitung und Verlag haben soeben ein wohl ausgestattetes Festschrift herausgegeben. Einleitend wird eine Darstellung der Entwicklung der Zeitschrift, veranschaulicht durch Statistiken, gegeben. Aus der großen Zahl der eingelaufenen Glückwunschschriften wird eine Anzahl wiedergegeben. Wir finden darunter den Präsidenten des Reichsgesundheitsamtes, den Präsidenten der Landesanstalt für Wasser-, Boden- und Lufthygiene, den Deutschen Verein für öffentliche Gesundheitspflege und viele weitere prominente Namen. Prof. Dr. Brix schreibt über das Verhältnis zwischen „Gesundheits-Ingenieur“ und den Technischen Hochschulen. Prof. Dr. Beilmann über die berufliche Schulung der Gesundheitsingenieure. Prof. Dr. Abel schildert die Entwicklung der Gesundheitstechnik in den letzten fünfzig Jahren. Weiterhin enthält das Heft folgende Aufsätze: Prof. Dr. Gröber, Entwicklungsmöglichkeiten für die Seisung in Städten; Direktor E. Pini, Aufgaben auf dem Gebiet der Wasserversorgung; Dr. Imhoff, Die städtische Abwasserreinigung Ende 1927; Baurat Erhard, Der Ingenieur in der Städtereinigung.

Die Gefahren der Taschentuchlosigkeit. „Das Fehlen von Taschen in der Kleidung der Frauen und Kinder ist nicht nur eine Unbequemlichkeit, sondern bringt Gefahren für die Gesundheit mit sich. Man kann ein Taschentuch nicht sauber halten, wenn man nicht eine Tasche besitzt, um es hineinzuwerfen.“ Mit diesen Worten weist die englische Ärztin Octavia Lewin auf einen Uebelstand der modernen Frauen-tracht hin, der schon von vielen Damen empfunden worden ist. Das Herumschleppen der Handtaschen, in denen die Frau alle ihre sieben Sachen mehr oder weniger gut unterbringt, hat schon viel Ärger bereitet. Nun erfahren wir, daß die Taschentuchlosigkeit der Kleider auch hygienische Gefahren in sich birgt. „Ein Taschentuch dürfte niemals herumliegen“, sagt die Ärztin, „denn es ist entweder ein Bazillenträger, der viel Unheil anrichten kann, oder es kann selbst leicht Krankheitserreger annehmen. Deshalb ist es auch tabelnswert, wenn man das Taschentuch in der Hand trägt, wie Damen so häufig tun; es scheint fast, als ob manche Frauen das Taschentuch für einen Schmutzgegenstand halten, während es tatsächlich ein Bazillen-anger ist. Noch schlimmer ist es jedoch, daß durch die Schwierigkeiten, das Taschentuch unterzubringen, die Verbreitung dieses nützlichen Gegenstandes bei dem weiblichen Geschlecht überhaupt gehemmt wird. Das zeigt sich besonders in den Schulen. Hier wird der Gebrauch des Taschentuchs arg vernachlässigt. Wenn man sich in den Mädchenschulen um diese Dinge kümmert, dann findet man, daß es um so weniger Taschentücher gibt, je feiner die Schule ist, denn dort ist die Kleidung eleganter, und um so eleganter die Kleidung ist, desto weniger Taschen hat man. Nun ist aber das Taschentuch und dessen fleißige Benützung ein wichtiger Schutz gegen die Übertragung von Erkältungskrankheiten, man sollte dieser Rolle des Taschentuchs mehr Aufmerksamkeit zuwenden und vor allem auch Taschen für diese Tücher in der Kleidung schaffen.“

Scherz und Spott

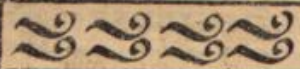
Vom lustigen Onkel Sam.

Das trübe Denzkeichen. Frau: „Jedesmal, wenn du ein hübsches Mädchen siehst, scheinst du zu verassen, daß du verheiratet bist.“ — Mann: „Du irrst dich meine Liebe. Nichts bringt mich mehr dazu, daran zu denken, als gerade das.“

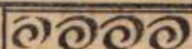
Wer hat den Mut? „Gefunden — von einer Ehefrau, die von der Reise zurückkehrte, im Automobil ihres Mannes eine schöne Brosche. Die Eigentümerin kann sie wiederhaben, wenn sie diese Anzeige bezahlt und zugibt, daß sie ihr gehört.“

Die Aukantenwendung. „Oswald“, sprach die Mama zu ihrem Sprößling, „Du darfst niemals etwas tun, dessen du dich schämen müßtest, wenn die ganze Welt es sähe.“ — „Hurrah!“ rief Oswald. „Dann brauche ich nie mehr zu baden.“

Artres Gedenden. „Zurück aus Italien?“ fragte die Freundin. — „Ja, ich konnte die Ruinen nicht mehr sehen, sie machten mich ganz krank vor Sehnsucht nach meinem Mann.“



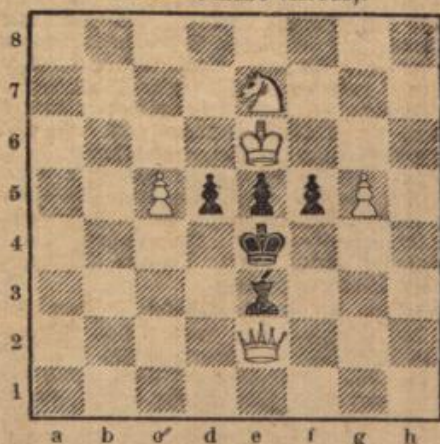
Schach



Bearbeitet von Gustav Mohr.

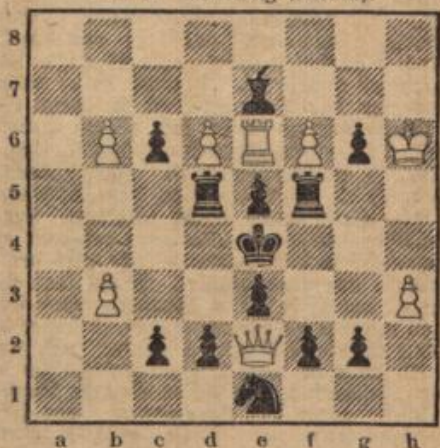
Bilderaufgaben von Sam. Loyd.
Drei Dreizüger.

Nr. 3. Glaube (Kreuz).



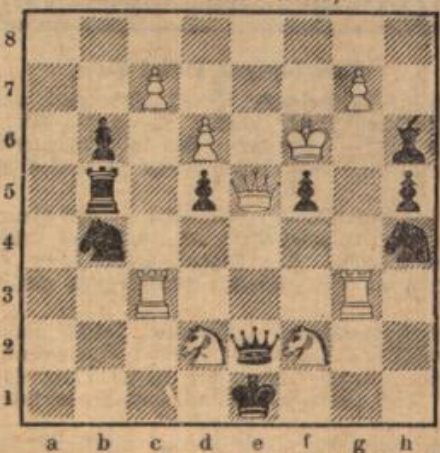
Weiß: Ke6, De2, Se7, Bc5, g5.
Schwarz: Ke4, Le3, Bd5, e5, f5.

Nr. 4. Hoffnung (Anker).



Weiß: Kh6, De2, Te6, Bb3, b6, d6, f6, h3.
Schwarz: Ke4, Td5, f5, Le7, Se1, Bc2, c6, d2, e3, e5, f2, g2, g6.

Nr. 5. Liebe (Herz).



Weiß: Kf6, De5, Tc3, g3, Sd2, f2, Bc7, d6, g7.
Schwarz: Ke1, De2, Tb5, Lh6, Sb4, h4, Bb6, d5, f5, h5.

Unter den vielen Hunderten von Schachproblemen, welche der große amerikanische Verfasser Sam. Loyd in seinem Leben komponiert hat, befinden sich auch Bilderaufgaben, denen das berühmte Trio „Glaube, Liebe, Hoffnung“ angehört. Der Verfasser von Bilderaufgaben wird bald vollkommener Symboliker. Offenbar können abstrakte Gefühle auf dem Schachbrett nicht anders als durch Sinnbilder ausgedrückt werden. Die Gewandtheit aber, womit Sinnbilder veranschaulicht werden können, wird jedermann überraschen. Obschon es bereits viele Bilderaufgaben-Komponisten gegeben hat, so kann doch keiner in Bezug auf künstlerische Behandlung und Darstellung des Vorwurfs an Loyd heranreichen. Seine sämtlichen Sinnbilder stellen einen sorgfältig erforschten, doppelwendigen Vorwurf dar. Nach seiner Auffassung besteht der Wert derartiger Aufgaben darin, daß man sie genau herausbringt, alle Steine benutzt und die Idee so der Anordnung der Steine anpaßt, daß nichts Gezwungenes vorhanden ist. Die Lösung hat so mustergültig abzulaufen, als ob die Bildung des Themas nur eine zufällige Entdeckung nach der Vollendung des Problems sei.

Lösungen erscheinen von jetzt ab wieder 3 Wochen nach Veröffentlichung der Probleme.



Rätsel



Problem „Schlittschuhläufer“



Scherzrätsel.

Ich will dich jetzt nach einem Namen fragen
Von einer Dame, die einst all mein Glück.
Will sehen, ob du auch gewitzt wohl bist!
Als Anhaltspunkt will ich dir dieses sagen:
Wenn du von rückwärts ihren Namen liest,
Hast du ein Oel. — Nun, merkst du schon den Trick?

Selbstverständliches.

Den „Eins“ sieht man beim Hasen,
Beim Schicksal und beim Fluß,
Und „Zwei“ in fremdem Lande
Als Ausweis dienen muß —
Wem's „Ganze“ wird gegeben,
Ganz unerwartet oft,
Der wohl vom fern'n Leben
Nichts Gutes mehr erhofft.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 6.

Bilderrätsel: Schlechte Beispiele verderben gute Sitten.
— Silbenverschieberätsel: Madrid, Meissen, Dresden, Leibgarde, Luitpold, Asien, furchtsam, Zwerghuhn, Feile, Marne, Kaukasus. Der Bürgerkrieg in China.

Richtige Lösungen sandten ein: Karl Heinz Pletsch aus Sonnenberg, Otto Prückel aus Hahn i. T.; Lisel Erhardt aus Mainz; Lucio Schaefer aus Höchst a. M.